

Prof. Dr. Christoph Marksches

Predigt über Jesaja 11,1-9

Gnade sei mit euch und Friede von dem, der da ist, der da war und der da kommt!

Wie es Ihnen an den vergangenen beiden Tagen gegangen ist, liebe Gemeinde, am Heiligen Abend und gestern am ersten Feiertag, weiß ich natürlich nicht. Und was für Bilder Sie jeweils vor Augen gesehen haben, wenn vorgestern und gestern die Weihnachtsgeschichte gelesen oder gesungen wurde, weiß ich erst recht nicht. Ob es die Krippe am Altar der Kirche war, in der Sie gerade saßen, oder vielmehr die frisch aufgebaute Krippe unter dem eigenen Baum, oder ein besonders geliebtes Weihnachtsbild irgendeines Künstlers – vermutlich waren das gestern und vorgestern so viele verschiedene Bilder vor unseren Augen, wie heute Abend Menschen in diesem großen Dom sitzen. Aber jenen vielen verschiedenen Bildern von Krippe und Stall, die wir zu Weihnachten vor Augen haben, ist in aller Regel eines gemeinsam: Es sind idyllische Bilder, unsere Bilder der heiligen Familie, es sind Bilder einer heiligen Familienidylle. Auf den Bildern, die wir Weihnachten vor Augen haben, wiegt Maria das Kind – und versohlt ihm nicht den Hintern. Joseph hält sich dezent im Hintergrund – und streitet mit seiner Verlobten nicht über die seltsamen Umstände der Geburt. Ochs und Esel stehen friedlich als Staffage zur Rechten und zur Linken – und nehmen nicht durch lautes Schreien und Brüllen der Szene jede Beschaulichkeit, gerade so brav, so stumm und still wie dort drüben in der Holzkrippe unter der Empore.

In aller Regel, liebe Gemeinde, bebildern wir uns die Weihnachtsgeschichte so als Familienidyll in kleinem Kreis, als eine ebenso besinnliche wie ruhige Szene von tiefem Frieden – idyllium nannte man einst die Hirtengedichte der antiken Literatur, die kleine Bilder mit Szenen aus dem alltäglichen Leben von Hirten zeichneten; „es waren aber Hirten auf dem Felde, die hüteten des Nachts ihre Herden“.

Selbstverständlich gibt es auch von dieser Regel Ausnahmen und so schrecken wir, liebe Gemeinde, dann und wann aus solchen idyllischen Bebildern der Weihnachtsgeschichte auf – ich musste jedenfalls dieses Jahr bei den Lesungen aus der Weihnachtsgeschichte, bei den Liedern, bei der Musik immer wieder einmal an das Bethlehem unserer Tage denken, in dem ich letztes Jahr den Heiligen Abend verbrachte. Dann sah ich ein arabisches Städtchen vor Augen, das nun durch eine haushohe Mauer von Jerusalem getrennt ist und in dem sich wenig Idylle findet: Mitten zwischen Jerusalem und Bethlehem ein großer, scharf bewachter Grenzübergang, wie wir ihn aus Berlin nur zu gut kennen; vor der Geburtskirche die Absperrungen und Sicherheitskontrollen der palästinensischen Polizei und die wenigen Felder, die es vor den Toren der Stadt noch gibt, stets von Bulldozern bedroht, die die Olivenbäume auf den Feldern umfahren, um Straßen durchs Gelände zu ziehen oder den Acker für neue Häuser zu planieren. Und eigentlich hat ja auch die Weihnachtsgeschichte des Evangelisten Lukas, die wir gestern und vorgestern wieder gehört haben, gar nichts von der friedlichen Idylle, mit der wir sie gewöhnlich bebildern: Eine hochschwängere Frau wird gezwungen, sich auf eine mehrtägige beschwerliche Reise zu begeben – über hundert Kilometer liegen zwischen ihrer Heimatstadt Nazareth und Bethlehem; in dem kleinen Ort südlich von Jerusalem gibt es keine passende Herberge und die Gebärende muss in einem Stall zwischen Ochs und Esel unterkommen. Nach dem Bericht des Evangelisten Lukas zwingt ein Kaiser die Menschen, sich an ihren Heimatorten in Steuerlisten einzutragen, damit er leichter seine Steuern eintreiben kann, und nach Matthäus lässt ein König sogar alle Neugeborenen hinschlachten – nein, eine beschauliche, gemütliche, friedliche Idylle war das wirklich nicht, was damals in Bethlehem geschah, selbst wenn wir es uns gern so vorstellen.

Sind die idyllischen Bilder zu Weihnachten also unangemessen, liebe Gemeinde? Sollten wir unsere Bilder vom heiligen Familienidyll also schleunigst verbannen, müssen wir sie als naive Verklärung einer in Wahrheit brutalen Wirklichkeit eilig beiseite schieben? Dürfen wir uns idyllische Bilder allenfalls am Heiligen Abend erlauben, um sie dann am nächsten Morgen durch die brutale Realität in Bethlehem, durch Bilder antiker wie moderner Grausamkeiten zu vertreiben? Vorsicht, liebe Gemeinde! Vorsicht! Denn der für den heutigen zweiten Weihnachtsfeiertag, für den zweiten Christtag, vorgeschlagene Predigttext malt uns ein Idyll, das noch viel älter als die Weihnachtsgeschichte ist – dieses idyllische Bild aus dem Alten Testament wird fast immer auch in unseren Christvespern gelesen und ist seit Alters her ein fester Bestandteil des Weihnachtsfestes. Ich lese als vorgeschlagenen Predigttext für heute Abend aus dem elften Kapitel des Propheten Jesaja die Verse 1-9:

Und es wird ein Reis hervorgehen aus dem Stamm Isais und ein Zweig aus seiner Wurzel Frucht bringen. Auf ihm wird ruhen der Geist des HERRN, der Geist der Weisheit und des Verstandes, der Geist des Rates und der Stärke, der Geist der Erkenntnis und der Furcht des HERRN. Und Wohlgefallen wird er haben an der Furcht des HERRN. Er wird nicht richten nach dem, was seine Augen sehen, noch Urteil sprechen nach dem, was seine Ohren hören, sondern wird mit Gerechtigkeit richten die Armen und rechtes Urteil sprechen den Elenden im Lande, und er wird mit dem Stabe seines Mundes den Gewalttätigen schlagen und mit dem Odem seiner Lippen den Gottlosen töten. Gerechtigkeit wird der Gurt seiner Lenden sein und die Treue der Gurt seiner Hüften. Da werden die Wölfe bei den Lämmern wohnen und die Panther bei den Böcken lagern. Ein kleiner Knabe wird Kälber und junge Löwen und Mastvieh miteinander treiben. Kühe und Bären werden zusammen weiden, dass ihre Jungen beieinander liegen, und Löwen werden Stroh fressen wie die Rinder. Und ein Säugling wird spielen am Loch der Otter, und ein entwöhntes Kind wird seine Hand stecken in die Höhle der Natter. Man wird nirgends Sünde tun noch freveln auf meinem ganzen heiligen Berge; denn das Land wird voll Erkenntnis des HERRN sein, wie Wasser das Meer bedeckt.

Nicht wahr, liebe Gemeinde: das, was uns der Prophet Jesaja da vor Augen malt, ist auf den ersten Blick ein Paradebeispiel für ein rechtes Idyll, ein idyllium im klassischen Sinne des Wortes, eine Szene auf dem Hirtenfeld und was für eine: Wölfe wohnen bei den Lämmern und fressen sie nicht auf, Panther bei den Böcken – größere Idylle ist kaum denkbar. Um Löwen, Kühe und Bären in einer einzigen Herde zu weiden, für eine solche ganz und gar unmögliche Aufgabe braucht es auf diesem idyllischen Feld keinen erfahrenen Hirten, nein, ein kleiner, unerfahrener Knabe reicht zu und alles lebt hier ebenso beschaulich wie friedlich miteinander. Und selbst in ein Schlangenloch kann man gefahrlos seine Hand strecken, die Vipern und Nattern beißen nicht – ein wunderbares Idyll auf einem sehr besonderen Hirtenfeld und „eine Perle der hebräischen Poesie“ dazu, wie ein Ausleger des Textes schreibt.

Und doch: Auch dieses Idyll aus dem Alten Testament wird vom Propheten Jesaja vor dem Hintergrund wenig idyllischer Verhältnisse gemalt, in Wahrheit vor einem überaus düsteren Panorama gezeichnet: Nur ein Kapitel vorher ist im Prophetenbuch geschildert, wie sich ein gewaltiges Heer von Norden kommend auf die Stadt Jerusalem zu bewegt, nämlich die Tausende von Soldaten umfassende Militärmaschinerie des assyrischen Großreiches, die damals Jahr für Jahr in Nachbarländer einfiel, um dort zu erpressen, was zum Unterhalt eben dieser Militärmaschinerie notwendig war – gerade keine friedliche Koexistenz von Wolf und Lamm, von Panther und Böcklein, von Kühen und Bären, vielmehr brutale Ausbeutung der kleinen Nachbarvölker, grausame Niederschlagung aller, die sich der Gewalt in den Weg stellten. Jesaja beschreibt unmittelbar vor unserem Predigttext, wie Dorf um Dorf vor den Toren Jerusalems in die Hände dieser Militärmaschinerie fällt: „Madema flieht, die Leute von Gebbim laufen davon. Noch heute wird er haltmachen in Nob, er wird seine Hand ausstrecken gegen den Berg der Tochter Zion,

gegen den Hügel Jerusalems“ (Jes 10,31f.). Aber nachdem die Streitmacht der Assyrer so Kilometer um Kilometer auf die Heilige Stadt vorgerückt ist, folgt überraschenderweise bei Jesaja kein Bericht von einem Massaker der fremden Soldaten an den Einwohnern Jerusalems – sondern eben jene Idylle, die ich gerade als Predigttext gelesen habe: Auf dem Höhepunkt der Not, mitten in brutalster Gewalt, in aller Verzweiflung, so will uns Jesaja nahe bringen, wird Gott sein Friedensreich aufrichten, in dem Gerechtigkeit herrscht, in dem die Entrechteten endlich ihr gutes Recht bekommen und in dem die Aggressoren friedlich neben den Überfallenen leben, die Wölfe neben den Lämmern, die Panther neben den Böcken und so weiter und so fort: Das helle Licht des künftigen Friedensreiches Gottes strahlt mitten in der tiefsten Finsternis.

So steht das beim Propheten Jesaja im Alten Testament. Und warum, liebe Gemeinde, lesen wir aus dieser großen Vision an jedem Heiligen Abend? Und warum wird darüber zu Weihnachten gepredigt? Wir lesen diesen Text jedes Jahr und hören immer wieder einmal eine Predigt darüber, damit wir ja nicht die Botschaft des Engels aus der Weihnachtsgeschichte des Lukas überhören: „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden bei den Menschen seines Wohlgefallens“. „Friede auf Erden“ - darum geht es dem Evangelisten Lukas und dem Propheten Jesaja, darum geht es am Weihnachtsfest. Denn im Zentrum der Weihnachtbotschaft steht ja nicht die Idylle einer heiligen Familie, steht ja keine heilige Familienidylle. Vielmehr ist diese Idylle, ist alle Ruhe, alle Beschaulichkeit, aller Frieden an der Krippe nur ein Zeichen der großen Ruhe und des großen Friedens, das dieses Kind in unsere arge Welt bringen will, der großen Ruhe und des großen Friedens am Ende aller Zeiten, auf die schon der Prophet Jesaja hingewiesen hat.

Vielleicht möchten einige unter uns fragen: Wo ist denn dieser große Friede hier, auf dieser Erde? Wo war er damals? Wo ist er heute? War er damals in Bethlehem irgendwo zu finden, inmitten aller Steuerschätzungshektik? Ja, liebe Gemeinde, er war damals da zu finden – jedenfalls im Herzen des Paares im Stall und im Herzen der Hirten, die diese Idylle ansahen und dankbar auf die Knie fielen. Und, liebe Gemeinde, er ist auch heute zu finden – auch in der unfriedlichen Wirklichkeit des Nahen Ostens unserer Tage, jedenfalls ansatzweise und zeichenhaft. Er ist zu finden, wenn überraschend der israelische Ministerpräsident seinen palästinensischen Kollegen trifft, wenn im Babyhospital vor den Toren Bethlehems Schwestern aus aller Herren Länder sich um die Gesundheit kleiner Kinder kümmern und so ihre Mütter glücklich machen. Der große Friede Gottes ist ansatzweise und zeichenhaft in so mancher Idylle zu finden, die wunderbarerweise inmitten grausamer, brutaler, verzweifelter Verhältnisse entsteht und überlebt. Auch in dieser großen Stadt Berlin, in den vergangenen Tagen, da und dort – jedenfalls in den Herzen vieler Menschen, die heute in dieser großen Kirche sitzen.

Wenn wir solche kleinen Idyllen als Zeichen des großen Friedens Gottes nehmen, den unser Herr und Heiland schon jetzt, in dieser Welt ausbreiten will, dann spricht nichts dagegen, dass wir uns die Weihnachtsgeschichte idyllisch bebildern und zu Weihnachten unsere jeweiligen Idyllen pflegen. Wir nehmen sie dann als ein kleines Zeichen für das große Friedensreich Gottes, dem wir entgegenwandern – als Zeichen für das große idyllium Gottes, in dem keine Kinder mehr verprügelt werden, kein ängstliches Tiergeschrei die wohl verdiente Ruhe der Mütter stört, Ehepartner tatsächlich nicht mehr streiten müssen und Wolf wie Lamm friedlich beieinander liegen. Oder anders gesagt: Die weihnachtliche Idylle unserer Herzen, liebe Gemeinde, will, soll und wird das Angesicht dieser friedlosen Welt verwandeln. Diese herrliche Weihnachtsverheißung dürfen wir in die kommenden Tage und Wochen mitnehmen und darüber von Herzen froh werden.

Und der Friede Gottes, welcher höher ist als alle Vernunft, bewahre unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus. Amen.